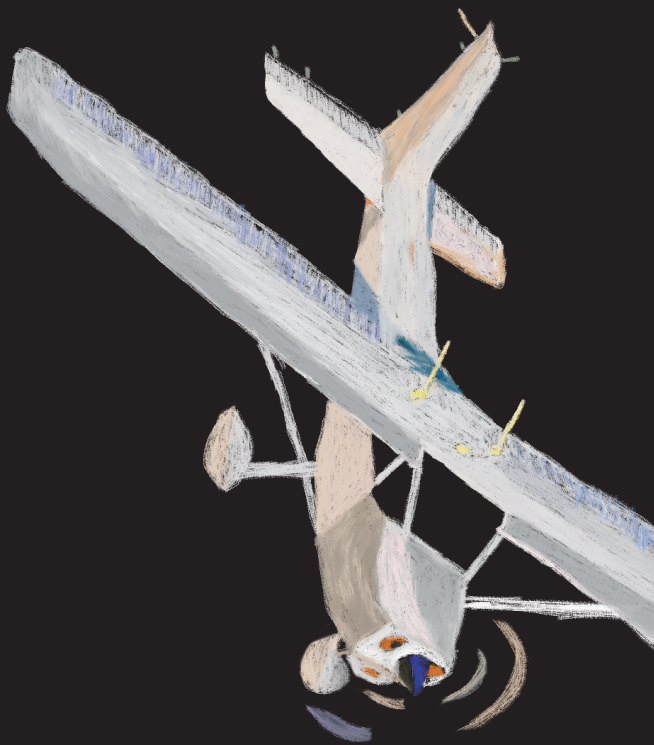


BRUCHPILOTEN

Claudia Walder



verlag die brotsuppe

Claudia Walder
Bruchpiloten

verlag die brotsuppe



Claudia Walder

BRUCHPILOTEN

verlag die brotsuppe



Der Pilot träumt vom Fliegen. Vom Fliegen träumt der Pilot. Die Mutter weiss, dass der Pilot vom Fliegen träumt, denn während sie ihm den Fieberschweiss von der Stirne tupft, spricht der Pilot. Es sind Sätze so zersplittert wie die Knochen des Piloten, der nur spricht, wenn er schläft. Wenn er wach ist, ist er nicht wach, er hat nur die Augen offen, dämmert in der dunklen, geheizten Stube dahin, die Gedanken weit fort. Die Gedanken der Mutter sind auf dem Hof, oft jedenfalls, sind bei den Hühnern, die nicht immer legen wollen, sind im Stall bei den Kühen, von denen zwei gerade trächtig sind, sind im Dorf in der Schule, wo die Kinder die Regentage verbringen, oder auf der Wiese, wenn sie beim Heuen helfen. Nur wenn sie den Träumen des Piloten lauscht, reissen sich die Gedanken der Mutter los, lassen alles stehen und liegen, überlassen die Sorge um die Kinder dem Lehrer, überlassen das Vieh dem Vater, überlassen die Hühner der Magd. Und während die Mutter den Lappen in das Lavendelwasser taucht, hängen sich ihre Gedanken an des Piloten fiebrige Worte, verschwinden mit kaum geflüsterten Silben durch die Ritzen der geschlossenen Läden aus der Stube hinaus und in den Himmel.

Der Pilot träumt vom Fliegen, vom Fliegen träumt die Mutter. Ihre Hände bleiben in der

Stube, winden den Lappen über dem Becken mit dem Lavendelwasser aus und fahren damit über das zerschundene Gesicht des Piloten, während seine aufgesprungenen Lippen weiter Winde formen, Flügel lenken, Landschaften malen. Die Gedanken der Mutter reisen mit wie blinde Passagiere, krallen sich im Gestänge fest, wenn der Pilot von einem Ort zum anderen springt, wenn das Flugzeug über dem Meer verschwindet und über Afrika wieder auftaucht, wenn es startet statt landet, wenn es den falschen Berg auf dem falschen Kontinent überfliegt. Die Träume des Piloten sind auf dem Hang über dem Dorf zerschellt wie seine Maschine, und die Scherben sind alle durcheinandergeraten. Die Gedanken der Mutter fliegen trotzdem mit, es ist ihnen egal, welcher Berg sich auf welchem Kontinent in die Höhe reckt.

Wenn die Scherben kleiner werden, bis selbst von den Worten nur noch Bruchstücke übrig sind, dann kehren die Gedanken der Mutter zurück. Der Pilot erwacht, aber seine Gedanken bleiben fort, bleiben im Himmel über Afrika, vielleicht. Seine Augen öffnen sich, aber sie sehen weder die Stube mit dem geschnitzten Täfer noch die Mutter mit den grauen, suchenden Augen und dem langen, eng geflochtenen

Zopf. Auch die Decke sehen sie nicht, die doch genau über ihnen liegt. Die Mutter steht auf, fährt mit der Hand unter den Hinterkopf des Piloten, hebt ihn sorgsam an und dreht das verschwitzte Kissen.

»Einen Transport überlebt er nicht«, hatte der Arzt gesagt, als sie den Piloten vom Berg hinuntertrugen und auf den Hof brachten. Der Vater war unter den Trägern gewesen. Er war aus der Scheune gerannt, als die Maschine stotternd über das Dach flog, mit Flügeln, die auszuscheren drohten wie bockige Kälber, während der Pilot sie gerade zu halten versuchte. Das unregelmässige Knattern lockte die Mutter aus der Küche, den Schwingbesen in der Hand. Geschlagenes Eigelb tropfte auf die Steinstiege, bildete einen Flecken, gelb wie das Flugzeug, das alle Augen auf sich zog, bevor es taumelnd hinter dem Giebel der grossen Scheune verschwand. Der Vater warf die Mistgabel in die Ecke, die Mutter steckte den Schwingbesen in die Geranien und rannte der Magd hinterher, am Brunnen vorbei, an der Scheune vorbei und hinter den Hof, wo sie freie Sicht auf den Hang hatten und auf das rauchende Wrack, das eine Wunde ins Gras gerissen und sich überschlagen hatte und nun hilflos dalag wie ein Käfer auf dem Rücken.

Die Magd schlug sich die Hände vor den Mund, die Mutter blieb stehen, während der Vater mit den Gehilfen weiterrannte, die Wiese hoch, den Hang hoch, sich zum Bauern und den Knechten vom Nachbarhof gesellte, die alle hoch zum Flugzeug liefen.

Mit zusammengekniffenen Augen schaute die Mutter zu, wie die Männer oben im Hang das gestrandete Fluggerät anhoben und den Piloten daraus hervorklaubten. Neben ihr hatte die Magd zu beten begonnen, gemurmelte Ave-Marias, von denen die Mutter nicht wusste, ob sie dem Piloten galten oder einer Welt, in der der Mensch in den Himmel strebt und mit lärmenden Apparaten den Vögeln die Vormacht in der Luft streitig macht. Sie schaute zu, wie sie den Piloten ins Gras betteten, sich über ihn beugten, berieten. Sie schaute zu, wie einer der Herbeigeeilten sich von der Gruppe löste und talwärts rannte, zum Nachbarhof und von dort weiter zum Lehrershaus, wo der Arzt wohnte, seit es im Dorf keinen Lehrer mehr gab. Sie schaute zu, wie immer mehr Menschen aus dem Dorf sich am Hang versammelten, zeigten, flüsterten. Wortfetzen fielen in den Wind, der sie aufblas und zur Mutter trug. Die Magd hatte aufgehört zu beten, schielte zur Mutter hinüber, die reglos dastand, die Augen

zusammengekniffen, die Hände in der Hüfte. Mit einem entschuldigenden Knicks vor der Mutter lief sie los, rannte zu den Dorfbewohnern und gesellte sich zu einer Gruppe junger Mädchen, die schnatterten wie junge Gänse. So jedenfalls kam es der Mutter vor aus der Ferne.

Das Schnattern verstummte, die Mädchen drehten sich, wandten sich dem Arzt zu, der vom Dorf her kam, sich mit seiner schwarzen Tasche einen Weg durch die Fragen der Dorfbewohner bahnte, eine Kakophonie, die aus der immer selben Frage bestand: Lebt er? Lebt er nicht? Das Stimmengewirr perlte an der ernsten Miene des Arztes ab, er hüllte sich in seinen Beruf wie in einen Wettermantel, stapfte wortlos mit grossen, bestimmten Schritten durch die Menge, bergwärts dem Flugzeug entgegen und seinem Patienten. Am Knecht jedoch, der ihn gerufen hatte, blieben die Fragen hängen, und der Knecht blieb an den Menschen hängen. Mit Worten versuchte er sich freizukaufen – ja, er lebt, noch lebt er –, doch auf die Antworten folgten neue Fragen: Was ist passiert? Wer ist er? Woher kommt er? Ist er hübsch? Kann ich mir die Maschine ansehen? Was passiert mit dem Wrack, wenn er stirbt?

Getreulich trug der Wind die Fragen zur Mutter, die sie nur als abgehacktes Flüstern hörte

und doch immer wusste, was gefragt worden war. An ihrem linken Mundwinkel erschien eine grimme Linie. Die Mutter blieb stumm, blieb reglos, blieb abseits beim Hof und schaute zu, wie sich der Knecht, der nur eine Antwort wusste – ja, er lebt, noch lebt er –, aus der Menge herauszuwinden suchte. Längst war der Arzt beim Flugzeug angekommen, hatte seine schwarze Tasche aufgemacht und sich über den Piloten gebeugt. Die Mutter schaute zu und plötzlich schauten auch die Dorfbewohner zu, verstummten, und der Knecht brach aus der Menge aus, rannte den Hang hoch, atemlos, als wäre er soeben vom Nachbarort gekommen, weiter unten im Tal.

Der Arzt liess sich Zeit, die Dorfbewohner hielten den Atem an, starrten gebannt auf den Rücken des Arztes oben im Hang. Der Mutter fiel auf, wie still es geworden war, wie der Unfall das ganze Dorf vereinnahmt, die Talgeschichte auf Wochen hin gekapert hatte, und wie das Leben trotzdem weiterging. Sie hörte die Buchfinken im Hof und die Kuhglocken, die von der Weide beim Bach herüberschellten. Sie hörte die Bienen in den Blüten der Brombeerstauden, die sich an der schattigen Rückwand der Scheune hochrankten, und dachte, dass es ein gutes Brombeerjahr werden würde. Die Erdbeeren und der Rhabar-

ber waren bereits durch, was sie nicht gegessen hatten, grad vom Strauch, als Kompott oder in Kuchen, hatte die Mutter zu Konfitüre verkocht, die sie jetzt jeden Morgen um zehn zur grossen Pause auftischte für den Vater und die Knechte, die Kinder und die Magd. Und obwohl der Vater die Erdbeerkonfitüre ohne Klage ass und dabei still und zufrieden in die Runde horchte, wusste die Mutter, die ihn vom anderen Ende des Tisches beobachtete, dass er Brombeerkonfitüre lieber hatte, weil er davon immer ein Quäntchen mehr aufs Brot strich, das die Magd beim Vorbereiten zu dicken Scheiben geschnitten hatte. Deshalb behielt sie immer ein Glas zurück, wenn Anfang Frühling die Vorräte ausgingen, damit sie im Juni, wenn der Vater Geburtstag hatte, aber die Brombeeren selbst in den wärmsten Jahren selten Früchte trugen, den kleinen Schatz zur Feier des Tages auf den Tisch stellen konnte, neben die frisch geknetete Butter.

Oben im Hang hatte sich der Arzt aufgerichtet. Mit bedächtigen Bewegungen legte er sein Stethoskop in die schwarze Tasche zurück, bevor er sich an die kleine Gruppe wandte, die den Piloten aus dem butterblumengelben Flugzeug gezogen hatte. Unten am Hang begannen die Menschen wieder zu flüstern, wiederholten ungeduldig die

Frage, lebt er?, lebt er nicht?, während die Mutter zuschaute. Sie schaute zu, wie sich die Männer berieten, wie sich ein Knecht vom Grüppchen löste und auf sie zulief. »Ein Leintuch, der Doktor bittet um ein Leintuch«, keuchte der Mann, als er ihr vor die Füsse stolperte. Die Mutter hörte seinen Atem, der kam und ging wie die Wellen oben am Bergsee, wenn der Föhn mit sanften Fingern darüberstrich. Mit einem Schnauben drehte sie sich um, marschierte mit festem Schritt an der Scheune vorbei, am Brunnen vorbei, die Steinstiege hinauf und durch die Küchentür ins Haus, wo es dunkel war und kühl.

Auf dem Leintuch trugen sie den Piloten herunter und die Mutter dachte daran, wie das Leintuch beim letzten grossen Sommergewitter selbst fast davongeflogen wäre, vom Wind gestohlen, auf dem Wind geritten. Die Magd hatte es am Morgen nach dem Waschen rausgehängt, und als sich am Nachmittag die schwarzen Wolken über dem Tal aufgetürmt und am Berg hinter dem Hang gestaut hatten, da hatte alles schnell gehen müssen – die Hühner, die Geissen, war der Knecht noch im Wald? Die Wäsche an der Leine im Hof hingegen ging vergessen. Die Böen rissen bereits an den Röcken und zogen die Haare aus den Zöpfen, als sie schliesslich

die wild flatternden Tücher von der Leine lösten und im grossen Bastkorb unter den ersten, schweren Tropfen, die vom Himmel fielen, ins Haus trugen.

Nun trugen die Knechte und der Vater das Leintuch ins Haus und im Leintuch den Piloten. »Eigentlich müsste er ins Spital, unten in der Stadt«, sagte der Arzt, »aber einen Transport überlebt er nicht.« So trugen sie den Piloten stattdessen in die Stube und die Mutter heizte den alten Kachelofen ein, mitten im Sommer, weil der Arzt meinte, es würde ihn nicht überraschen, wenn der Pilot ein Fieber entwickelte. Und der Pilot entwickelte ein Fieber, aber erst, als der Arzt bereits gegangen und die Wirkung der Morphiumspritze abgeklungen war, die der Arzt herausgefischt hatte aus seiner kleinen, schwarzen Tasche. Die Spritze brauchte er, weil die zersplitterten Knochen des Piloten gesetzt, die Glieder wieder in die richtige Form gebracht und fixiert werden mussten und weil das Bewusstsein des Piloten flackerte wie seine Augen. Einmal nur, erzählte der Arzt, während er die Spritze ansetzte, habe er das gemacht, Knochen ohne Betäubung richten müssen, weil es nicht anders gegangen, weil kein Schmerz- oder Beruhigungsmittel zur Hand gewesen sei, auf einer Bergtour, als er noch

Student gewesen sei. »Vergessen habe ich das nie mehr«, sagte der Arzt, »nie mehr bin ich auf dem Berg gewesen.« Die Mutter sagte nichts, hielt nur das Becken, in dem sich das Wasser immer roter färbte, hielt die Bandagen, bis der Arzt die Hand danach ausstreckte, und hielt den Piloten, wenn der Arzt mehr Hände brauchte, als er hatte.

Draussen warteten der Vater und die Knechte mit dem Bauern vom Nachbarhof und seinen Männern. Der Vater, der, wie die Mutter wusste, sich immer hilflos fühlte am Krankenbett, selbst wenn darin eines seiner Kinder lag, selbst wenn dieses nur ein aufgeschürftes Knie hatte, holte eine Flasche Selbstgebrannten aus dem Keller und Gläser aus der Küche. Die Gläser waren klein und wirkten in den grossen, schwieligen Händen des Vaters noch kleiner. Der Vater stellte sie auf der Steinstiege bei der Küche ab, schenkte ein und schenkte aus. Die Männer tranken schweigend, während drinnen in der heissen Stube der Arzt seiner Arbeit nachging, ebenfalls schweigend nun, seine Erzählung hatte beim ersten Bruch geendet, seine ganze Konzentration war auf den Patienten gerichtet, dessen Traum vom Fliegen ihn ins Tal getragen hatte. Es war kein guter Ort für Träume, dieses Tal, dachte die Mutter, wusste die Mutter und

hielt das Becken, hielt die Bandagen und hielt den Piloten.

Das war vor drei Tagen gewesen, drei Tage ist es her, seit die gelbe Maschine den Hang aufgerissen und den Piloten in Träume geschleudert hat, die in Scherben liegen, zerbrochen sind wie die Maschine, wie der Körper des Piloten. Seit drei Tagen sitzt die Mutter neben ihm, immer wieder, flösst ihm geduldig Löffel um Löffel lauwarmen Tee ein, dreht sein Kissen und kühlt seine Stirn. Und während ihre Hände den Löffel halten, das Kissen fassen, den Lappen im Lavendelwasser schwenken, lauscht sie der Stimme des Piloten, wenn sein Geist sich in seinen Träumen verliert und wiederfindet.

Der Pilot träumt vom Fliegen, vom Fliegen träumt der Pilot. Seine Glieder liegen reglos unter der Decke, die die Mutter ihm bis zum Kinn hochgezogen hat und nur zur Seite schlägt, wenn der Arzt vorbeikommt, um die Brüche und Schrammen zu sehen und dem Piloten in die flackernden Augen zu leuchten. Einzig sein Brustkorb hebt und senkt sich im immer gleichen Rhythmus, der sich auch nicht ändert, wenn der Pilot im Schlafen spricht. »Bald müsste er aufwachen«, sagt der Arzt, »wenn er nicht bald aufwacht ...« Er muss den Satz nicht fertig

sprechen, seine gerunzelte Stirn und die zusammengepressten Lippen sagen, was er nicht aussprechen kann, nicht aussprechen will, damit er das Schicksal nicht vorwegnimmt, es nicht festlegt, fixiert mit vorschnellen Worten, die er nicht zurücknehmen kann. Die Mutter sagt nichts. Vielleicht, denkt sie, hat der Arzt recht, ohne es zu wissen, vielleicht sind es tatsächlich innere Verletzungen, die den Piloten in seinen Träumen gefangen halten, wenn auch nicht solche, über die der Arzt spricht. Die Mutter weiss, auch der Geist braucht Zeit zum Heilen.

In seinen Träumen sorgt sich der Pilot manchmal um seine Maschine. Frieda nennt er sie, die fliegende Frieda. Die Mutter weiss nicht, ob Frieda wieder fliegen wird, aber sie weiss, dass Frieda im Moment sicher ist. So sicher es geht mit gebrochenem Propeller und geborstenem Motor. Wenn der Pilot zu tief schläft, um zu träumen, und im Haus alles still ist, schleicht sich die Mutter mit der Taschenlampe in die Scheune. Sie stellt sich vor die gelbe Maschine hin, die der Vater und die Männer den Hang hinuntergezogen und neben die Wand aus Heuballen gestellt haben. Zusammen mit dem Nachbarbauer, so hatten sie es beim Schnaps beschlossen: Der Vater hatte den Piloten aufgenommen, er würde

auch die Maschine bekommen. Zu Gast zwar nur, als Aufbewahrungsstück, aber dennoch. Wer im Dorf hatte je eine solche Maschine unter seinem Dach gehabt?

Die Mutter war nicht dabei gewesen, als sie mit Nachbars schweren Zugpferden und den Seilen, die er sonst im Wald für die gefälltten Bäume brauchte, das Flugzeug irgendwie wieder auf die Räder drehten. »Da ist uns das vermaledeite Ding doch fast von alleine den Hang hinunter«, erzählte der Vater später am Tisch. Die Mutter wäre gern dabei gewesen, aber so lange der Arzt beim Piloten war und richtete, verband und Anweisungen gab, konnte sie nicht weg. Jetzt kann sie weg, manchmal, für ein paar Minuten, wenn die Arbeit verrichtet und der Pilot versorgt ist. Wenn die Hühner im Stall sind und die Pfannen sauber. Wenn die Wäsche drin ist und die Magd ihre Aufgaben für den nächsten Morgen kennt. Wenn die Kinder im Bett sind und der Vater schläft. Wenn auch die Mutter schlafen sollte, aber vor lauter träumen nicht schlafen kann. Dann schleicht sie sich zu Frieda, der butterblumengelben Frieda, die zerbrochen eines zerbrochenen Piloten harrt.

Die Mutter stellt sich vor die Maschine hin und stellt die Taschenlampe ab. Sie braucht kein

Licht, sie kennt das Dunkel der Scheune, wie sie das Dunkel aller Gebäude auf dem Hof kennt. Sie streckt die Hand aus nach dem fremden Ding, das nichts von der Arbeit mit der Erde weiss, das statt die Felder durch den Himmel pflügt, das alles Bodenständige hinter sich lässt, unter sich lässt, das das Dorf zum Modell macht, und seine Bewohner zu Ameisen. Sie fährt mit den Fingerspitzen über den glatten, gelben Lack und was sie spürt, ist so etwas wie Neid. Die Mutter kennt den Neid nur schlecht, er sitzt tief unten im Brustkasten, versteckt sich nahe der Wirbelsäule. Die Mutter hat ihn so richtig erst einmal gespürt, aber da war sie gerade achtzehn und das ist lange her. Damals war der Neid grösser gewesen, giftiger, hatte seine Krallen in ihr Herz geschlagen, das ungeschützt und schon verwundet war.

Im Frühling war das gewesen, mehr als ein halbes Leben her. Im Jahr davor hatte der Vater der Mutter sich bei einem Unfall drei Rippen gebrochen und den Ellbogen, als er nach dem letzten Schnee das erste Mal mit dem Maultier zur Alp hochstieg und wieder hinunter. Ob die Hütte noch stand, wollte er wissen, ob der Winter sie nicht davongetragen habe, ob alles noch am rechten Platz sei. Mit der Hütte war der Berg gnädig gewesen, mit dem Grossvater nicht, als

er wieder hinunterstieg. Der Grossvater sagte später, dass er selbst schuld gewesen sei, er habe das Holzkreuz in den Packen des Maultiers vergessen, statt es in der Hütte an die Tür zu hängen, wie er das jedes Jahr tat. So habe der Heilige Geist Zeit, sich auf der Alp auszubreiten, bevor er mit dem Vieh hochkomme, erklärte er immer, wenn er den geschnitzten Schatz vom Pfarrer segnen liess, lange bevor die anderen Bauern mit ihren Kreuzen für die Alp kamen.

Auch in jenem Jahr hatte er es getreulich hochgetragen, eingeschlagen in sein feinstes, sein einziges Taschentuch. Aber weil unten auf dem Hof seine schönste Kuh kurz vor dem Kalben war und seine Gedanken deshalb nie ganz bei der Hütte blieben, selbst als er davor stand nicht und nicht als er die Tür aufsties, nicht als er die Fensterläden öffnete und auch als er das Dach begutachtete nicht, vergass er am Ende, es aus den sorgfältig für den Tag gepackten Taschen herauszuklauben, aus dem Taschentuch auszuwickeln und es mit einem leisen »Herr, schütze diese Alp« an den Nagel zu hängen, der im rauen, grob behauenen Holz auf seine kostbare Last wartete. Stattdessen hatte das Maultier das Kreuzchen wieder hinuntergetragen, und der Grossvater war kurz nach dem Unterstafel ausgerutscht und am

steilen Hang drei Meter in die Tiefe geschlittert. Eine gute Stunde habe er gehabt für diese drei Meter, erzählte er später daheim, mit den Schmerzen im Brustkorb und dem kaputten Arm. Und das Maultier, das geduldig wartete und Kräuter am Wegrand wegkaute, trug danach nicht nur das Kreuz, sondern auch den Grossvater ins Tal.

So ging in jenem Sommer statt des Grossvaters die Mutter z'Alp. Allein, denn die Knechte brauchten sie auf dem Hof, jetzt, da der Grossvater kaum mehr tun konnte als Hannes, der kleine Bruder der Mutter, der gerade fünf geworden war und der jeden Morgen die Hühner fütterte. Auf der Alp war das Herz der Mutter noch ganz, der Neid noch fern. Auf der Alp lernte die Mutter im Wind und in der Einsamkeit die Freiheit kennen und in den zwei Büchern, die ihr der Onkel aus der Stadt geschickt hatte, ein kleines Stück der Welt. Und als sie im Herbst wieder ins Tal kam, stolz und braungebrannt und strahlend, da traf sie am Kirchweihfest im Nachbardorf ihre erste grosse Liebe. Franz hiess er oder Fritz, die Mutter weiss das heute nicht mehr so genau, auch wenn sie damals an nichts anderes denken konnte. Woran sie sich heute noch erinnern kann, das sind seine Augen. Grün waren sie und voller Abenteuer. Vielleicht hatten sie sich deshalb auf

Anhieb so gut verstanden, denn die Mutter trug noch den Alpwind im Haar und den Berghimmel in der Seele. Auf dem grossen Dorfplatz, wo Bauern und Knechte, Bäuerinnen, Mägde und Kinder durcheinanderwirbelten, führte Franz die Mutter am Chilbimontag zu ihrem ersten Tanz. Noch an den darauffolgenden Tagen hatte die Mutter das Gefühl, dass sich der ganze Sternenhimmel um sie drehte.

Die Grossmutter war nicht erfreut. Franz war der zweitjüngste Sohn eines Bauern, der wenig Land und viele Söhne hatte. »Der hat nichts und bekommt nichts«, hatte sie erbot gesagt, während sie in der Küche Eier schlug, dass es nur so spritzte, »was willst du mit dem?« »Auswandern«, hatte die Mutter geantwortet und war zur Tür hinausgetanzt aufs Feld. Das Heuen fiel ihr leicht in diesen Tagen, und wenn sie unter der Herbstsonne schwitzte, sagte sie sich, sie bereite sich auf die Sonne Australiens oder Amerikas vor, die bestimmt viel heisser sei. Am Abend aber, wenn es kühl wurde und der kleine Bruder bei seiner Lieblingshenne sass, bevor er die Hühner in den Stall holte, schlich sich die Mutter davon. Das Abendessen liess sie ausfallen, wie hätte sie auch essen mögen mit all den Schmetterlingen im Bauch?